

Liebe RundbriefleserInnen,

meine schöne und sehr erfahrungsreiche Zeit in Poli Singisi ist nun – auch wenn ich es gar nicht richtig glauben kann – schon vorbei; seit Dienstag bin ich wieder zurück in Deutschland. Der Abschied von den Schwestern, Novizinnen, Lehrerinnen und insbesondere meinen Schülerinnen fiel sehr schwer, doch zum Glück ermöglichen die modernen Kommunikationsmittel, dass ich mit einigen Menschen in Kontakt bleiben kann. Am Freitag bevor ich nach Hause geflogen bin, wurde am Nachmittag im St. Francis eine Abschiedsfeier für mich veranstaltet, die mit einem sehr guten Mittagessen gemeinsam mit den Schülerinnen begann und dann mit dem traditionellen Kuchenteilen, kleinen Geschenken und schließlich mit Dankesworten beiderseits weiterging. Hierbei freute es mich sehr, dass tatsächlich jede der anwesenden Schülerinnen persönlich kurz etwas sagte, was sehr berührend war. Es war schön zu sehen, wie sich verschiedene Mädchen an verschiedene Dinge erinnerten und dass tatsächlich jede von ihnen, auch wenn sie im Unterricht teilweise sehr stumm sind, nun ein paar Sätze an mich richtete. Ich erstaunte alle, als ich meine kurze Dankesrede auf Kiswahili hielt. Auf Englisch hätte ich vermutlich noch deutlich mehr gesagt und sicherlich baute ich auch ein paar Fehler ein, da ich es nicht vorbereitet hatte, aber es war mir wichtig, dass mich wirklich alle verstehen, was einige der Schülerinnen sonst leider nicht können. Die letzten Wochen und insbesondere die letzten Tage vergingen unglaublich schnell und als ich mein Zimmer räumte und dann am Montagabend schließlich im Flugzeug saß, konnte ich es kaum fassen, dass nun wirklich schon ein Jahr vergangen war.



Beim „Kuchenfüttern“ mit Lehrerin Caroline

Ich erinnere mich noch gut, wie ich, als ich an meinem ersten Morgen in Tansania aufwachte, mich selber fragte, was ich hier eigentlich machte. Ich zweifelte an meiner Entscheidung, ein Jahr in der Fremde verbringen zu wollen und diese Zeit kam mir einfach unglaublich lange vor. Zu Beginn war es nicht einfach, meinen Platz hier zu finden; die ganze Umgebung war mir unbekannt, in meine Rolle als Lehrerin musste ich erst hineinwachsen und auch das Leben mit den Schwestern und deren Alltag war für mich etwas Neues. Doch da ich das Glück hatte, auf so viele liebe Menschen zu treffen, die mich herzlich in Empfang genommen hatten und sich große Mühe gaben, mir diese Eingewöhnungszeit so einfach wie möglich zu machen, fühlte ich mich schon recht bald zuhause. Die Zeit schritt dann auf einmal rasend schnell voran und verging irgendwie unbemerkt. Ich habe hier viele schöne sowie traurige Momente erlebt, habe einfache und schwierige Phasen durchgemacht, habe gelacht und geweint, habe mich über dieselben Menschen gefreut und aufgeregt – einfach alles was zu „zuhause“ dazugehört. Dieses zweite Zuhause lasse ich nun erstmal hinter mir, aber ich habe versprochen wiederzukommen und bei den Abschiedsworten der anderen freute ich mich über ein häufiges „Karibu tena“ (Kiswahili, wörtlich: Willkommen wieder; damit ist in etwa gemeint, dass man gerne wiederkommen darf und mit offenen Armen empfangen werden wird).

In meinen letzten Rundbriefen war ich immer sehr damit beschäftigt, euch von meinen Erlebnissen der jeweils letzten Zeit zu erzählen und kam nie richtig dazu, ein paar meiner allgemeinen Beobachtungen zu beschreiben. Daher möchte ich diesen nun dazu nutzen.

Kleidung

In den Schulen, sei es Vor-, Grund- oder weiterführende Schule, tragen alle Kinder immer Uniform. Diese variiert je nach Schule in Art und Farbe, doch meistens sind es einfarbige, gut übers Knie gehende Röcke für die Mädchen und ebenfalls einfarbige, lange Stoffhosen für die Jungen. Dazu wird an den meisten Schulen ein weißes Kurzarmshirt getragen und darüber ein Strickpullover in der gleichen Farbe wie die Röcke/Hosen. Unsere Schülerinnen tragen dunkelblaue, schmal geschnittene Röcke, weiße Kurzarmblusen und ebenfalls dunkelblaue Strickpullover, womit sie wirklich schick aussehen. Für sonntags haben sie extra noch schwarze Röcke und abends tragen sie alle denselben dunkelblauen Trainingsanzug. Als ich einmal einer der Novizinnen (Schwesterschülerin) erzählte, dass wir in Deutschland keine Schuluniformen haben und man einfach für die Schule anzieht, was man für passend hält, konnte sie sich überhaupt nicht vorstellen, dass das so funktionieren kann. Im Alltag tragen die Menschen teilweise europäische Kleidung, die sie überwiegend auf den riesigen Second-Hand-Märkten kaufen. Dort werden an den Markttagen die großen aus Europa oder Amerika kommen-

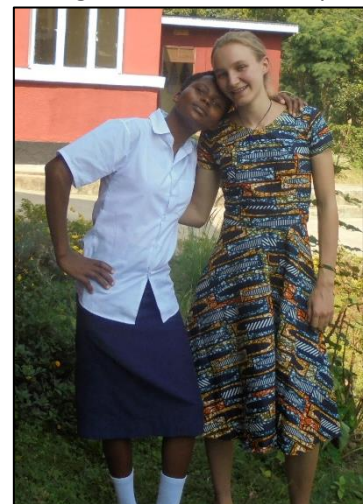


Markttag im Nachbarort Tengeru

den Kleidungsbündel auf Tischen oder Planen auf dem Boden ausgebreitet und zu niedrigen Preisen verkauft. Ich traf auf dem hier nahe gelegenen Markt auch einmal eine Frau, die mir

erzählte, dass sie hier T-Shirts kauft, die sie dann in der Stadt für den mindestens dreifachen Preis später weiterverkauft. Männer tragen im Alltag überwiegend Jeans oder einfache Stoffhosen und dazu T-Shirts und Pullis – darunter teilweise auch die rosafarbenen Damenmodelle, was mich manchmal zum Schmunzeln brachte. Die Frauen tragen meist ebenfalls T-Shirts und mindestens übers Knie gehende Röcke, von denen man jedoch häufig nicht viel sieht, da noch ein großes buntes Stofftuch (ein sogenannter Khanga) um die Hüfte gewickelt wird. Dieser dient zum Schutz der Kleidung vor Staub und Dreck. Besonders ältere Frauen wickeln sich oft noch einen zweiten Khanga um den Oberkörper.

Generell werden von Frauen weniger Pullis und Jacken getragen, sondern sich häufiger in mehrere Tücher oder dünne Decken eingewickelt. Allerdings ist gerade in der Umgebung der großen Städte und so auch hier bei Arusha eine deutliche Veränderung zu spüren. Während in den ländlichen Gegenden, wie ich es zum Beispiel in Singida bei meinem Besuch der beiden Freiwilligen dort gesehen habe, eine Frau in Hosen wirklich sehr auffallen würde, so gehört das bei mir in Arusha zum Alltag. Kommt man in Stadtnähe, sind vor allem jüngere Mädchen in hautengen Jeans nichts Außergewöhnliches und auch etwas kürzere Röcke kann man, wenn auch selten, hier und da sehen. In besser bezahlten Jobs sowie zu besonderen Anlässen ist natürlich etwas schickere Kleidung angebracht. Dann sind für Männer dunkle Anzüge üblich, häufig sogar maßgeschneiderte. An Festtagen werden dazu gerne Hemden aus den hiesigen bunten Stoffen getragen. Auch die Frauen tragen häufig Kleider, Röcke und Blusen, die sie aus diesen bunt bedruckten Baumwollstoffen nähen lassen. Diese werden sowohl im Alltag als auch zu festlichen Anlässen getragen.



Meine Schülerin Neema (in Schuluniform) und ich (in einem meiner guten Kleider)

Der Glaube im Alltag

Ich habe es hier so erfahren, dass die Menschen generell sehr gläubig sind und dies auch ständig und überall präsent ist. Das möchte ich jetzt nicht im Geringsten auf den christlichen oder gar den katholischen Glauben beschränken. Es ist vielmehr der Glaube an einen Gott in den verschiedensten Ausprägungen. Mit als erstes fiel mir auf, dass auf den meisten Bussen, die hier unterwegs sind



Ein Kleinbus mit der Aufschrift „Christ's Blood“ (Blut Christi)

christliche oder islamische Sprüche geschrieben sind. So sieht man häufig Aufschriften wie „In God we trust“ (Wir vertrauen auf Gott), „God protect us“ (Gott beschütze uns), „Yesu tunakupenda“ (Jesus, wir lieben dich), „Nendeni na amani“ (Gehet hin in Frieden), Bilder vom Papst oder zitierte Bibelstellen. In den Bussen läuft häufig auch kirchliche Musik, meist Aufnahmen von einem der vielen, recht populären Gospel Choirs (Kirchenchören). Einmal lief in einem Kleinbus, in dem ich saß, im Radio die Übertragung eines Gottesdienstes. Und selbst in der Nationalhymne wird mehrfach um Gottes Segen für Afrika und Tansania gebeten. Auch seinen Glauben nach außen hin zu zeigen, ist vollkommen normal. So ist es nichts Seltsames, wenn einem auf den Straßen ein Mann in muslimischer Tracht oder

jemand mit einem Rosenkranz um den Hals begegnet. Sehr auffällig fand ich auch einmal ein T-Shirt einer meiner Schülerinnen, auf dem in großen Neonfarben „Jesus is my redeemer“ (Jesus ist mein Erlöser) geschrieben stand. Auch in der Alltagssprache ist es nichts Besonderes, wenn jemand „Mungu akubariki“ (Gott segne dich) sagt und auch viele meine Schülerinnen sagten das zu mir beim Abschied. Christliche Begrüßungsworte wie zum Beispiel „Tumsifu Yesu Kristu. – Milele. Amina.“ (Gelobt sei Jesus Christus. – In Ewigkeit. Amen.) werden unter allen Christen vollkommen selbstverständlich gebraucht. An Sonn- und Feiertagen sind die Kirchen immer vollkommen überfüllt, häufig nehmen sogar noch Menschen vor dem Eingang Platz. Dies erlebte ich zum Beispiel während der Karfreitagliturgie in unserer Pfarrgemeinde, bei der zur Kreuzverehrung plötzlich immer mehr Menschen von draußen nach vorne zum Altar gingen, die ich zuvor gar nicht bemerkt hatte. Sehr schön fand ich, dass in vielen Gemeinden sonntags eine extra Messe für die Kinder gefeiert wird. Diese habe ich in Singida einmal besucht und war wirklich überrascht, wie voll selbst diese war, obwohl die Kinder zum Großteil ohne Eltern dorthin kommen und die etwas älteren dann die Verantwortung für ihre kleinen Geschwister haben.

So ist es nicht überraschend, dass in Tansania Priester und Ordensschwestern sehr angesehen sind und viele junge Leute diesen Lebensweg wählen. Es gibt in den meisten Kongregationen unglaublich viele Bewerber, die beitreten möchten, denn in den meisten christlichen Familien ist es fast wie ein Muss, dass mindestens eines der Kinder ins Kloster geht.

Ein ganz anderer Aspekt des alltäglichen Glaubens hier ist der starke Glaube an Dämonen und böse Geister, was für mich schwierig zu verstehen war. Manchmal wenn Menschen krank waren, wurden diese statt in ein Krankenhaus eher zum Priester für ein Gebet gebracht. Selbst große kirchliche Veranstaltungen, bei denen Dämonenaustreibungen vollzogen werden, sind hier üblich und den Menschen sehr wichtig. Ich habe das nur in sehr kleinem Rahmen bei uns in der Schule erlebt, wenn wir für Schülerinnen, die bewusstlos geworden waren, beteten, dass die bösen Geister doch von ihnen gehen mögen, sodass sie wieder aufwachen und zu uns zurückkehren können. Schon das empfand ich teilweise als recht beängstigend und bin daher sehr froh, dass ich nie bei den größeren Gebeten dabei war, über die ich von anderen Freiwilligen Erzählungen hörte.

Frauen in der Gesellschaft

Besonders bei diesem Thema müsst ihr bedenken, dass das in Tansania je nach Gegend sehr unterschiedlich ist und ich euch nur davon berichten kann, was ich hier, nahe der Großstadt Arusha, erlebt habe. Wenn ihr meine Mitfreiwilligen, die ihr Jahr in mehr dörflichen und abgeschiedenen Orten verbracht haben, dazu befragt, werden diese euch vermutlich ganz andere Geschichten erzählen. Dennoch ist mir dieses Thema sehr wichtig, da ich hierzu während meines Jahres recht häufig überrascht wurde und sich viele Vorstellungen, die ich dazu zuvor hatte, als falsch herausgestellt haben. So erwartete ich zum Beispiel, dass Mütter nur typische Hausfrauen wären, sich als Vollzeitjob um ihre Kinder und den Haushalt kümmern müssten und kaum ein eigenes Leben führten. Recht bald lernte ich jedoch, dass viele Frauen mit Kindern ganz wie in Deutschland ihren Jobs weiterhin nachgehen und die Kinder entweder zur Arbeit mitgenommen oder in einen Kindergarten oder zu Familienmitgliedern gebracht werden. Außerdem können es sich viele Familien leisten, ein Hausmädchen einzustellen. Auch die gut gebildete Geschäftsfrau ist in Tansania entgegen meiner Erwartungen bereits Realität. Zum Beispiel an der Secondary School für Mädchen, die von den Missionsschwestern vom kostbaren Blut hier geführt wird, erhalten die Schülerinnen eine ausgesprochen gute Bildung, sprechen bei ihrem Abschluss fließend Englisch und haben insgesamt gute Aussichten auf eine erfolgreiche Zukunft. Die Schwestern erzählten manchmal von ehemaligen Schülerinnen, die nun in herausgehobenen Positionen tätig sind.

Die dritte Sache, bei der ich mit einer vollkommen falschen Einschätzung gekommen war und bei der mich die Realität vermutlich am meisten überraschte, war bezüglich unverheirateter, alleinerziehender Mütter. In meinem vorherigen „Afrikabild“ waren solche Frauen von der Gesellschaft und insbesondere ihrer eigenen Familie nicht mehr angesehen und ausgestoßen. So staunte ich nicht schlecht, als ich die Geschichte meiner einen Lehrerkollegin hörte, die alleine lebte und letzten Oktober Zwillinge zur Welt brachte, deren Vater ihr absolutes Geheimnis ist. Trotz der verschwiegenen und unehelichen Familienverhältnisse war es kein Problem, dass sie mit den Kindern wieder bei ihren Eltern leben würde, die sie gerade jetzt unterstützen wollten. Auch ihre Arbeitsstelle als Lehrerin hier in der Schule der Schwestern konnte sie ohne Probleme behalten. Ihre Beurlaubung von der Arbeit war jedoch erschreckend kurz. Sie blieb erst wenige Tage vor der Geburt schließlich zu Hause und musste schon nach vier Monaten wieder ganz regulär mit der Arbeit beginnen.



*Ein Besuch bei Lehrerin
Caroline und ihren Zwillingen*

Als Weiße unterwegs

Wenn ich hier durch die Straßen laufe, lässt es sich aufgrund meiner offensichtlichen europäischen Herkunft kaum vermeiden, dass ich zumindest im ersten Moment immer anders gesehen und behandelt werde als ein Einheimischer. Zwar gab ich mir im Laufe des Jahres große Mühe, die Kultur kennenzulernen und mich so weit wie möglich daran anzupassen, doch trotzdem blieb es bis zum Ende hin meist unmöglich, den Menschen dies schon mit dem ersten Eindruck zu vermitteln. Ich denke, dass das hier insbesondere darauf gründet, dass Arusha wegen der nahegelegenen weltberühmten Nationalparks einer der größten Anlaufpunkte für Touristen aus aller Welt ist. Die Einheimischen sind die vielen europäischen, amerikanischen und asiatischen Touristen gewöhnt, die für zwei bis drei Wochen hier sind, in den großen Safariautos durch die Landschaft fahren, viele Fotos machen und dann wieder genauso verschwinden wie sie gekommen sind. Diejenigen, die kommen, um hier zu leben, sich

auf die Leute und ihre Gewohnheiten einzulassen und diese nicht nur durch die Autofenster zu betrachten, sind nur ein ganz kleiner Teil. Daher wird jeder auf den ersten Eindruck logischerweise aufgrund der Herkunft in dieselbe Schublade wie diese Touristen gesteckt.

Somit konnte ich das nachvollziehen, empfand es aber trotzdem häufig als sehr anstrengend, da es mir den Eindruck vermittelte, nicht als die Gesehenen zu werden, die ich mich bemühte zu sein. Dies war zum Beispiel der Fall, wenn manche mich auf der Straße lieber in gebrochenem Englisch grüßten, statt es mit Kiswahili zu versuchen; wenn sich Leute im Bus oder auf dem Markt direkt neben mir über mich unterhielten, weil sie dachten, ich würde sie eh nicht verstehen; oder wenn mich in der Stadt mal wieder einer der vielen Händler mit Souvenirs oder ein Safarikundenanwerber verfolgte. Wenn ich diese Menschen dann im Gegenzug auf Kiswahili begrüßte, erntete ich meistens zuerst recht erstaunte Blicke und manchmal kam es in der Folge dann zu recht schönen kurzen Gesprächen. Da erhielt ich häufig die Anerkennung meiner Gesprächspartner, die sich darüber freuten, dass ich ihre Sprache zumindest ein bisschen gelernt hatte und somit tiefergehendes Interesse zeigte. Zum Beispiel hatte ich gerade gegen Ende meines Jahres in Bussen oder auf dem Markt einige schöne Begegnungen mit verschiedensten Menschen, mit denen ich ins Gespräch gekommen bin und somit in gewisser Weise bedeutende Kleinigkeiten des Lebens erfahren habe, die mir sonst verschlossen bleiben würden. Auch wenn ich Läden betrat und die Verkäufer direkt auf Kiswahili begrüßte, bewirkte ich damit im ersten Moment oft Erstaunen, welches dann von wirklicher Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gefolgt war. Manchmal sagten mir auch vollkommen fremde Menschen auf der Straße, dass ich mit meinen tansanischen Röcken und Kleidern oder mit den auf tansanische Art eingeflochtenen Haaren hübsch aussah, was mir immer eine Freude bereitete. Weniger erfreulich waren jedoch die häufig folgenden Heiratsanträge, sei es persönlich oder für den Sohn oder Bruder der Sprechenden.

Insgesamt fiel es mir bis zum Ende hin schwer zu akzeptieren, dass ich vom ersten Eindruck her aufgrund meiner Hautfarbe in dieselbe Schublade mit all den Touristen gesteckt wurde, doch ich lernte es auch wertzuschätzen, dass die Menschen bereit sind, dieses Bild zu korrigieren, wenn sie mehr über mich erfahren hatten. Gerade für meine Schülerinnen, die mir wirklich alle sehr ans Herz gewachsen und zu guten Freundinnen geworden sind, hoffe ich, dass sie durch unsere Begegnung erfahren haben, dass ich als Europäerin eigentlich nicht so anders bin wie viele von ihnen glauben und genau wie sie mit all meinen Wünschen, Träumen, Freuden und Sorgen durchs Leben gehe.

Am Ende dieses letzten Rundbriefes bedanke ich mich ganz herzlich bei euch allen für eure Unterstützung und Begleitung meines MaZ-Jahres. Ich habe mich immer über alle eure Nachrichten und Emails gefreut, die mir zeigten, dass meine Rundbriefe mit Interesse gelesen wurden und ich somit einige Menschen an meinen Erlebnissen teilhaben lassen konnte. Zurückblickend bin ich sehr froh, mich auf dieses Jahr voller unvorhersehbarer, aber toller und einmaliger Erfahrungen eingelassen zu haben und kann das allen, die noch die Chance dazu haben, nur empfehlen!

In diesem Sinne zum letzten Mal in einem Rundbrief:

Liebe Grüße (leider schon aus Stuttgart und nicht mehr aus Poli Singisi),

Eure Sophie



Nach dem Sport mit meinen Mädels